

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Pro patria

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Wenn er wirklich die Frechheit hätte, morgen in unser Haus zu kommen, dem würde ich heimleuchten!“ grölzte sie.

Nannerl verbat sich zwar das; eine Lektion, so dachte sie bei sich, hätte er freilich verdient, das war nur billig, aber dann sollte auch Gnade für Recht ergehen. —

Nach einer schlaflosen Nacht brach der Geburtstagsmorgen an. Alle Geschenke vermochten das Herz des besorgten Mädchens nicht zu erfreuen. Da, gegen 11 Uhr, klopfte es, und Robert Wislinger, in seiner Uniform, erschien mit einem mächtig großen Blumenstrauß.

Bei seinem Eintritt erbehte das Mädchen, die Frau Mutter aber wischte sich den Mund ab, um ihn sofort in gehöriger Weise zu gebrauchen.

„Da ich weiß, daß Fräulein Nanni Sie bereits in Kenntnis gesetzt hat, verehrte Frau, und Sie davon wissen, daß wir — ich bin Rechtspraktikant Robert Wislinger —“

„Nur keine Flausen!“ unterbrach ihn die Frau Bäckermeister sehr entschieden. „Wir kennen uns und wissen schon, wer und was wir sind — ein Komödiant sind Sie, weiter nichts!“

„Ah, Sie spielen wohl auf gestern an?“

„Nicht auf gestern,“ rief sie erregt. Und nun hielt sie ihm sein ganzes Sündenregister vor. „Erst beim Advokaten, dann bei der Polizei, dann beim Militär, dann Statist — erlauben Sie mir, was ist da von allem das Richtige?“ schloß sie ihre erregte Rede.

„Das Richtige ist,“ rief da feurig der junge Mann, „daß ich Ihre Tochter liebe, daß sie mich wieder liebt und daß ich hiermit um ihre Hand bitte. Nicht wahr, Fräulein Nannerl, Sie sind damit einverstanden?“

„Meine Tochter einem Statisten?“ rief die Frau. „Da hört schon alles auf! Draußen wartet einer von unseren Bäckergefelln; soll Sie der hinausführen? Aber nein — in Anbetracht, daß meine Tochter — so red doch, dummes Ding! Sag ihm deine Meinung und bedank dich für eine solche Ehr’, und daß er dich so angeschwindelt hat, der — der Herr Statist!“

Nannerl hatte Robert trotz des Verbothes der Mutter zum Grusse die Hand gereicht, und als sie in seine leuchtenden Augen schaute, da hatte sie alles andere vergessen.

Jetzt faßte sie sich.

„Aber Mutter, warum soll man einen Statisten nicht auch gern haben können?“ fragte sie. „Vorausgesetzt, daß er ehrlich ist. Und das ist Robert; schau ihn nur an! Mag’s jetzt sein, wie es will, ich mag keinen andern zum Mann, als den da.“

„Du dumme Gans,“ schrie die Mutter; „mein Leben geb’ ich die Einwilligung nicht dazu,“ rief die Frau, „und noch weniger der Vater. ’s ist gut, daß er schläft, sonst —“

„Sonst würde er uns seinen Segen nicht versagen,“ ergänzte Robert.

„Verehrte Frau, Sie sind,“ so fuhr er dann fort, „in ganz irrigen Ansichten befangen.“

Und nun erklärte er ihr, wie der Irrtum entstanden, und zog schließlich seine Legitimationskarte aus der Tasche, um Mutter und Tochter schriftlich zu beweisen, daß er wirklich derjenige sei, für welchen er sich ausbebe.

Jetzt war es an der Frau Bäckermeisterin, verlegen zu werden. Da trat der Vater ein, die Frau eilte auf ihn zu und sagte: „Anton, der Herr da ist Herr Rechtspraktikant Wislinger, — er macht nur einige Wochen Dienst als Reservist, wird nächstens Advokat und hat um die Hand von unserem Nannerl angehalten. Die jungen Leute kennen sich schon lange, und ich hab’ nichts dagegen, wenn du —“

„Ich? Wer bin ich?“ erwiderte der Bäcker gähnend. „Mir ist alles recht, was du machst.“

„Also darf ich hoffen?“ fragte der Rechtspraktikant. „Natürlich!“ rief Nannerl. „Gelt, Vater?“

„Ja, ja!“ gähnte der Bäcker.

Nun ging es an ein Händedrücker, und daß gar nichts fehlte, ward auch der Verlobungskuß in bester Form gegeben. Ganz besonders aber gefiel es der Mutter, als Robert sich anschickte, ihr die Hand zu küssen. Die versöhnte Frau reichte ihm da den Mund hin und sagte lachend: „Jetzt g’falln S’ mir!“

Dann folgte Einladung zum Mittagessen und — die Komödie ging gut aus: „sie kriegten sich.“



Schant, Hinkender, da kommt ein Stelzfuß daher, wie Ihr einer seid,“ — so meinte letztlich ein guter Freund vom Hinkenden, als sie selbender über Land gingen — „es ist einer von anno 1870. Er hat sein Bein fürs Vaterland lassen müssen, oder — wie der Lateiner sagt — »pro patria«. Nun ist ein Bein gewiß etwas wert; wer eines verliert, weiß erst, was er daran gehabt hat; aber ich könnt’ Euch einen nennen, der einen noch weit edleren Teil verloren hat und dennoch kein eisern’ Kreuz dafür aufweisen kann, wie dort der Vater Möricke. Das bin ich selbst. Der Teil aber, den ich verloren und geopfert habe »pro patria«, auf dem Altare des Vaterlandes, das ist mein Herz; ja glaubt es nur: mein lebendiges Herz, und wie das zugegangen ist, das sollt Ihr gleich hören, derweilen wir so weiter schreiten. Zuvor aber zündet Euch nur noch geschwind die Pfeife von neuem an, sonst geht sie Euch unterdem aus, weil Ihr unter dem Zuhören am Ende das Rauchen vergeßt.“

Inno 70 war's, genau so wie beim Vater Mörike, nur daß ich ein wenig jünger war als er. Dazumal diente er bereits im dritten Jahre und meinte, im nächsten Herbst von den Soldaten loszukommen — als das Soldatsein erst recht bei ihm anfang. Unserer aber drückte noch die Schulbank, weil's einmal so ist, daß die jungen Leute gar nicht genug davon lernen können, wie die alten Römer parliert und die alten Griechen philosophiert haben. Als aber drüben von Frankreich her die ersten Kanonenschüsse dröhnten, war es zu Ende mit den alten Klassikern, und wer halbwegs gerade Glieder hatte, warf die alten Scharfeten in die Ecke und meldete sich freiwillig. Das Melben aber war leicht, nur angenommen wurde nicht jeder; denn die Herren vom Militär merkten bald, daß sie Zulauf mehr als genug hatten; so wurden sie „schnellich“ und suchten sich fürsichtig ihre Freiwilligen aus der Masse aus. Sie maßten die jungen Helden auf den Centimeter genau in der Länge und in der Breite, betupften sie von vorn und hinten; der Doktor setzte ihnen ein langes schwarzes Rohr auf die Brust und horchte hinein, ob drinnen auch alles in Ordnung sei, und zuletzt, wenn wirklich alles stimmte, fragten sie nach dem Scheine von den Eltern, denn schwarz auf weiß wollten sie es haben, daß die gestrengen Herren Eltern auch wirklich ihr Söhnchen für den Krieg hergaben. Da zog mancher verdrießlich ab und ließ sich nicht wieder bei den Soldaten sehen, sondern fand sich eines Morgens still wieder auf der Schulbank ein.

Wer aber schlau war, stellte sich nicht in der Hauptstadt, wo der Zulauf so groß war, sondern mehr im Laude drin, wo ihrer nicht so viele kamen, um sich dem Vaterlande darzubieten. So machte auch ich mich eines Tages auf, nahm mein Ränzlein um und zog fürbaß ins Gebirge hinein, nach einer kleinen Festung. Dort, so dacht' ich, müßt' es mir gelingen, eingereiht zu werden in die Kriegerscharen. Und es war richtig kalkuliert! Der Kommandeur der Truppe war froh, mich einzustellen, und der Herr Doktor drückte ein Auge zu oder vielmehr ein Ohr, als er in die schwarze Röhre hineinhörte, die er mir auf die Brust gesetzt hatte, denn so ganz in Ordnung konnte es da unmöglich sein. Warum wohl aber?

Nun, das Herz des jungen Menschen war etwas außer der Ordnung; es hatte sich die letzte Zeit über allzu sehr mit einer jungen Dame beschäftigt, schlug deshalb viel zu langsam, wenn sie nicht da war, und wieder viel zu schnell, wenn sie da war. Das war mit dem genannten Rohr unsehlbar zu merken; aber der Doktor übersah es mit Wohlwollen; er dachte sich schon, daß nunmehr das junge Herz vor allem fürs Vaterland schlagen würde — und das ist bei einem Soldaten allemal die Hauptsache.

Ich stand also in Reih und Glied und marschierte und exerzierte, daß es eine Freude war. Vor wenigen Tagen noch die Schulbank drückend, war ich jetzt ein stolzer Krieger, dem ein mächtiger Säbel an der Seite hing.

„Was würden Vater und Mutter daheim für Augen

machen, wenn sie dich jetzt so sehen könnten,“ so dachte ich bei mir, „und wie würde erst Fräulein Marie die schönen großen Augen verwundert auf dich richten.“

Denn es muß gesagt sein: ab und zu schlug das Herz trotz alledem wieder unruhig; ja es verzehrte sich in heißer Sehnsucht nach dem vergötterten Mädchen — war es doch die Erste und Allererste, für die es entbrannt war!

Da — eines Nachts werde ich aus dem Schlaf geweckt; eine Ordonnanz klopft derb wider die Thür; es ist Befehl eingetroffen, daß ich sofort mit einem Trupp Ersatzmannschaft ausrücken soll in Feindesland. Wer war froher als ich! Schon am Mittag befand sich die ganze Mannschaft auf dem Bahnhofe der Festung, und von da ging es mit dem nächsten Zuge in aller Eile nach der Hauptstadt. Hier sollte sich unser Trupp einem größeren Transporte anschließen, der soeben aus Infanterie und Artillerie, Pionieren und Kavallerie zusammengestellt wurde. Es blieben uns ein, zwei Tage Zeit, die wir dazu verwandten, um uns der Hauptstadt zu zeigen. Am Abende des zweiten Tages aber, Punkt 11 Uhr, hatten wir uns unsehlbar auf dem Bahnhofe einzufinden, um mittelst Extrazuges mitten nach Frankreich hinein gesandt zu werden.

Wie ich so in süßem Nichtsthun durch die wohlbekannten Straßen schlendere, treffe ich einen Schulfreund, dem es nicht geglückt war, als Freiwilliger angenommen zu werden; ich zeige mich ihm, der mich arg beneidet, und erfahre so ganz nebenbei, daß am folgenden Abende — trotz all des Kriegssammers! — eines jener Kränzchen stattfinden sollte, welche die angebetete Marie zu besuchen pflegte.

„Da mußt du hinkommen,“ sagte der Freund, „du wirst großartiges Aufsehen machen in deiner Uniform.“

„So? Meinst du?“ fragte ich zweifelnden Tones und war doch bereits fest entschlossen hinzugehen. Freilich begann das Kränzchen erst um 8 Uhr und um 11 Uhr sollte doch bereits der Militärzug abgehen; aber immerhin blieben zwei bis drei glückliche Stunden, um sich zu zeigen und mit ihr zu sprechen und zu tanzen.

Ich war der erste im Ballsaale; lange, lange mußte ich warten. Endlich erschien sie. Ich stürzte auf sie zu; erschrocken wich sie zuerst vor mir zurück, bis sie mich erkannte, um mir dann lächelnd die Hand zu reichen. Ich sah es ihr an: es gefiel ihr ausnehmend, daß ich aus dem Schulbus im Umsehen ein tapferer Krieger geworden war.

Leider war sie mit ihren Tänzen fast durchweg versagt; nur einen einzigen hatte sie noch zu ihrer Verfügung, und diesen gestand sie mir gern zu. Ich stand an der Säule wie eine Schildwache auf Posten und wartete geduldig; nur ab und zu konnte ich einen Blick, ein flüchtiges Wort mit ihr tauschen. Die Tänze zogen sich in die Länge; es wurde fast 10 Uhr, bis der Tanz an die Reihe kam, den sie mir zugesagt. Es war dies kein einfacher Rundtanz, kein Walzer und kein Schottisch, sondern ein Tourtanz, ein Tanz mit allerhand Figuren und Schnörkeln.

Ich merkte bald, derselbe zog sich ungebührlich hin. Es überfiel mich die Angst, der Tanz würde zu lange dauern; ich sagte deshalb meiner Tänzerin, sie solle es mir nur nicht übel nehmen, wenn ich den Tanz unterbreche; ich müßte bald auf den Bahnhof hinaus.

„Ach, Sie werden doch nicht,“ erwiderte sie, „das Schönste kommt ja erst.“

Ich ließ mich bethören und überließ mich ganz dem Zauber ihrer Augen und ihres süßen Geplauders. Wir hatten einander sämtlich an den Händen gefaßt und sprangen als eine einzige große bunte Kette durch den Saal; hastig drückte ich Marie die liebe, weiche, süße Hand und schaute ihr vergnügt in die schönen Augen, die lustig unter den dichten, seidenweichen Wimpern hervorglänzten. Da stehe ich plötzlich genau unter der Uhr, die hoch oben an einer Wand des Saales angebracht war, und sehe: der Zeiger steht weit über $\frac{1}{2}$ 11 Uhr. Zu Tode erschreckt —

denn nun war es die höchste Zeit, daß ich ging — sage ich: „Fräulein Mariechen, um 11 Uhr muß ich auf dem Bahnhof sein; da fahren wir ab. Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an mich.“

Damit will ich mich aus der Kette losmachen, aber meine Nachbarin zur Linken, vor allem aber meine Nachbarin zur Rechten, die angebetete Marie, halten mich beide entschieden fest und lassen mich nicht los.

„Sie werden doch jetzt nicht schon fortgehen wollen, wo es gerade am allerschönsten ist!“

sagt sie, lacht und zieht mich mit der Kette weiter.

„Ach, Mariechen, bestes Fräulein Mariechen, ich muß ja,“ erwidere ich angstvoll und rüttle an der Hand des Mädchens, die aber fest bleibt wie ein Schraubstock.

„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie und sieht mich dabei groß und ernst, ja böse an.

Nun, zwei Minuten, so denke ich, kannst du es ja noch wagen, inzwischen geht die Tour doch vielleicht zu Ende. Aber die Tour amüsiert so vorzüglich, daß alles schreit: „Noch einmal so, Herr Tanzmeister!“ und richtig springt die ganze Gesellschaft von neuem nach rechts und links — und ich — ich springe wie besessen mit und werfe voller Verzweiflung meine Beine in die Luft, daß alles hellauflacht, weil man meint, ich amüsierte mich königlich!

Jetzt aber ist's zu Ende mit meiner Geduld; ich reiße von neuem und ganz entschieden an der Hand meiner Tänzerin.

„Sie werden mir doch die Schande nicht anthun!“

raunt sie mir zu und sieht mich drohend, verzerrten Angesichts an. Beinahe wäre ich geblieben, aber da erscheint am Eingange zum Saale mein treuer Freund Wilhelm; er hat meinen Mantel und meinen Helm im Arm, während er mein Gewehr hoch über die Köpfe der Tanzenden schwingt.

„Komm,“ so ruft er, „es ist die allerhöchste Zeit.“

Nichts hält mich nun; ich mache mich gewaltig und mit einem Ruck, mitten im Springen, von beiden Nachbarinnen mit einemale los, rufe: „Ich muß fort, adieu, Fräulein Mariechen, auf Wiedersehen!“ und stürze auf meinen Freund zu, nehme den Mantel um, das Gewehr zur Hand, setze den Helm auf und fort war ich. Die Kette der Tanzenden hinter mir zerfällt und etliche sehe ich noch gegen die Säulen fallen und zu Boden stürzen. Mir war's, als sei Mariechen mit eine von denen, die da stürzten. —

Mit Mühe und Not erreiche ich den Bahnhof; eine Minute später — und ich wäre zu spät gekommen.



„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie.

In Feindesland, auf einsamem Posten, im nächtlichen Bivak, auf dem harten Lager der Quartiere — wie oft und heiß habe ich da zurückgedacht an die ferne Heimat und vor allem an dieses Kränzchen und an dessen schönste Blume, die angebetete Marie! Langsam vergingen die rauen Kriegstage; aber der Friede kam endlich und damit der Heimweg. Nun bangte mir das Herz, was wohl in-

zwischen aus Marie geworden sei; ob sie meiner wohl gedacht hätte? Je näher wir der Heimat kamen, desto bänger wurde mir zu Mute, denn immer deutlicher trat mir nun der fürchterliche Schluß des letzten Tourtanzes vor die Augen. Mit blühenden Augen, stolz erhobenen Kopfes marschierten die Kameraden neben mir, als wir, geschmückt mit grünen Reifern, durchs alte Thor mit Pauken und Trompeten in die Stadt einzogen. Ich aber war still und gedrückt. Und wie ich's geahnt, so kam es: Als wir an Mariens Haus vorbeizogen, da lag sie im Fenster und warf in einem fort bunte Blumen und grüne Reifer herab. Als sie mich aber sah, da hielt sie damit inne; mit feindlichem Blick schaute sie mich an. Sie hatte mir die „Schande“ nicht vergessen, die ich ihr angethan. Und ich konnte damals doch nicht anders! Ich hatte mein Herz dahingegeben und ihres verloren — „pro patria“.